

aus
Wolfgang Kraushaar,
Die blinden Flecken der 68er-Bewegung.
Stuttgart: Klett-Cotta 2018

Die romantische Revolte

Je größer der historische Abstand zur 68er-Bewegung anwächst, umso stärker wird dem Betrachter bewusst, wie sehr sie mit romantischen Motiven gespickt gewesen ist. Wofür die damaligen Akteure, die sich möglichst politisch und klassenkämpferisch interpretieren wollten, nur wenig Sinn hatten, das tritt im Nachhinein umso deutlicher hervor. Und dass die in der Wahrnehmung so unterschlagene Romantik eine enorme Rolle gespielt hat, gilt mit Deutschland keineswegs nur für eines ihrer Stammländer, sondern zugleich auch für eine ganze Reihe anderer Länder, in denen die damaligen Rebellionen und Aufbrüche zumindest soziokulturell und massenmedial eine ganze Ära geprägt haben. Man denke nur etwa an die Hippie-Bewegung in dem geographisch so fernen, zugleich aber in utopischer Hinsicht so nahegelegenen Kalifornien, in der ein deutscher Schriftsteller wie Hermann Hesse mit Prosawerken wie »Siddharta« und »Der Steppenwolf« zum Kultautor hat werden können. Wenn es aber in dieser Zeit eine Bewegung gegeben hat, der eine poetische Signatur einbeschrieben war, dann ist es die gewesen, die nicht weiter klassifiziert werden musste und bereits in ihrer Zeit selbst schlicht als »Pariser Mai« bezeichnet worden ist. In dem Namen waren die »Stadt der Liebe« und der Frühlingsmonat eine Allianz eingegangen, die ihre Energie nicht aus irgendeinem politischen Bündnis bezog, sondern aus ihrem aktivistischen, in jeder nur denkbaren Hinsicht romantisch aufgeladenen Glutkern.

Ein Zitat aus einem Briefwechsel belegt, wie »romantisch« die Zeit in der an der Seine gelegenen Metropole auf ihrem Höhepunkt wohl besetzt gewesen sein muss: »Lieber Herr Professor Adorno, hier ist heute sehr schönes Wetter, und man lebt in einer Art Rauschzustand [...] Die alte französische Universität kracht in allen Fugen. Unzäh-

lige Fakultäten und Universitäten haben ihre Autonomie proklamiert und sind von Studenten und Professoren besetzt. Man schläft dort, isst, feiert, diskutiert Tag und Nacht, die Studentenrestaurants, Schwimmbäder, Auditorien sind Arbeitern geöffnet. Es ist ein wahrhaft fourieristischer Zustand.«¹ Dies schrieb die Doktorandin Elisabeth Lenk ihrem akademischen Lehrer Theodor W. Adorno am 15. Mai 1968 aus Paris. In ihrer Dissertation ging es um André Breton, die führende Figur des Surrealismus, der sich zusammen mit seinen Gefährten an einer Aufhebung der Romantik versucht hatte. Zwei Jahre zuvor hatte Lenk, die sich innerhalb des Frankfurter SDS einen Namen als Theoretikerin gemacht hatte, die Einleitung zu der von Adorno herausgegebenen und von dem Utopiker Charles Fourier geschriebenen »Theorie der vier Bewegungen« verfasst.

Zwei Tage später, am 17. Mai 1968, setzte sie ihren Bericht fort und schrieb an Adorno weiter: »Das Quartier Latin ist eine immense Wandzeitung. In der Sorbonne ist ein grundsätzliches Manifest zu sehen, das unter anderem vorschlägt, die Bildungskrise dadurch zu beseitigen, dass ab sofort jeder lehren kann, der sich dazu berufen fühlt und der der Kritik der Lernenden standhält; Aufhebung aller Titel, aller Prüfungen oder sonstiger Bildungsnachweise [...] man diskutiert in der Regel bis Morgens früh, die Nacht ist, im Moment jedenfalls, abgeschafft [...] Das Komischste [...] ist, dass es selbst Polizisten gibt, die vom Taumel der Anarchie erfasst sind.«² Rauschzustand, Autonomie, Anarchie, die Verwandlung des Alltagslebens in ein endloses Fest – das alles sind Schlüsselvorstellungen der Romantik.

Rousseau als insgeheime Zentralfigur der 68er

Auf den ersten Blick ist Karl Marx die zentrale theoretische Autorität der 68er gewesen. Von ihm und seiner Kritik der politischen Ökonomie stammten die Fundamente der damaligen System- und Gesellschaftskritik. Die 68er-Bewegung verstand sich zugleich auch als eine Renaissance und Rehabilitierung des Marxismus, nicht zuletzt wegen

der zahlreichen deutsch-jüdischen Theoretiker, die sich auf Marx berufen hatten und von den Nazis vertrieben worden waren.

Auf den zweiten Blick könnte es allerdings sein, dass es einen Philosophen gab, dessen Name in den Seminaren, auf den Teach-ins und den Vollversammlungsdebatten kaum gefallen ist, der für sie möglicherweise jedoch kaum weniger wirkungsträchtig gewesen sein könnte. Denn das insgeheime Motto der 68er-Bewegung hätte eher »Zurück zur Natur« lauten und von Jean-Jacques Rousseau als von Karl Marx stammen können. Und dies in zweifacher Hinsicht:

Zum einen im Hinblick auf die Suche nach einer ursprünglichen Subjektivität wie sie in dem gegen die bürgerliche Familie gerichteten Kommunemodell zum Vorschein gekommen ist; zum anderen im Hinblick auf die Suche nach einem in seiner Legitimität nicht mehr weiter hinterfragbaren, also scheinbar selbstevidenten politischen Subjekt, das zunächst als »Basis« und später ganz allgemein als »Volk« bezeichnet wurde. Nicht ohne Grund hatte sich die Emphase für die neuen Vergemeinschaftungsformen mit der für die Basisdemokratie verbunden und eine derartige Wirksamkeit entfaltet.

Die Verknüpfung dieser beiden Rekurse auf vermeintlich Ursprüngliches, stiftete einen Subtext, der als die Suche nach *der ersten Natur* bezeichnet beziehungsweise charakterisiert werden kann. Bereits der abtrünnige Freud-Schüler Wilhelm Reich, der mit seinen Büchern über »Die Massenpsychologie des Faschismus« und »Die sexuelle Revolution« damals zu den besonders einflussreichen Autoren zählte, war in seiner Begeisterung für die ursprüngliche Triebnatur ohne es zu ahnen ein heimlicher Jünger Rousseaus. Das Gesellschaftliche sollte von seinen als faschistisch, kapitalistisch und imperialistisch unterstellten Prägungen freigemacht werden, um es als etwas restituieren zu können, was in seiner vermeintlich puristischen Totalität nicht mehr weiter in Frage zu stellen war. Auf diesem Wege, der sich für Marx ebenso wie die meisten seiner neomarxistischen Schüler verboten hätte,³ stellte sich jedoch häufig das Gegenteil dessen ein, was ursprünglich intendiert war.

Für den Calvinisten Rousseau existierte ein grundsätzlicher Dua-

lismus: der zwischen Kultur und Natur. Die Natur war für ihn gut und durchweg positiv besetzt, die Kultur dagegen negativ. Seine Philosophie war anthropologisch begründet; sie stellte eine Verehrung des Natürlichen und zugleich eine radikale Kulturkritik dar, in vielerlei Hinsicht die Vorwegnahme des Kulturpessimismus, der erst im 20. Jahrhundert seine finstersten Blüten bot. Die Seelen der Menschen, argumentierte er, seien umso mehr verdorben worden, je mehr die Wissenschaften und die Künste vervollkommen worden seien. Besonders empörten ihn Anzeichen von Heuchelei und Missgunst unter den Mitmenschen. Die bei Hofe gepflegte Etikette und Höflichkeit hielt er für völligen Schein, den es zu entzaubern gelte. Die höfische Gesellschaft von Versailles war für ihn der Gipfel der Verlogenheit. Die dort gepflegte Hochkultur erschien ihm geradezu als Perversion. Im Gegensatz zu ihr lobte er das einfache Leben und empfahl in jeder nur denkbaren Hinsicht eine Rückbesinnung zur Natur.

Der Mensch war in seinen Augen ein Naturwesen, das sich von seinen Ursprüngen entfernt hat und deshalb alles daran setzen muss, dorthin wieder zurückzukehren. Er schrieb: »Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt, ist gut; alles entartet unter den Händen des Menschen. Er zwingt einen Boden, die Erzeugnisse eines anderen zu züchten, einen Baum, die Früchte eines anderen zu tragen. Er vermischt und verwirrt Klima, Elemente und Jahreszeiten. Er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven. Er erschüttert alles, entstellt alles – er liebt die Missbildung, die Monstren. Nichts will er so, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menschen. Er muss ihn dressieren wie ein Zirkuspferd. Er muss ihn seiner Methode anpassen und umbiegen wie einen Baum in seinem Garten.«⁴

Mit diesen Zeilen beginnt Rousseau das Erste Buch seines Erziehungsromans »Emile«, weniger ein übliches Stück Prosa als ein Traktat, mit rund tausend Seiten allerdings auch ein Monstrum von Traktat. Darin beschreibt er die fiktive Erziehung eines Jungen. Sie beginnt im frühen Kindesalter und endet mit 25 Jahren durch die Eheschließung. Um allen äußeren, als künstlich und damit verfälschend

betrachteten Einflüssen zu entgehen, wird Emile in seiner Kindheit konsequent von allen kulturellen Determinanten abgeschottet. Da die natürlichen Anlagen gegeben sind, kommt es dem Erzieher lediglich darauf an, die urwüchsige Natur des Kindes möglichst optimal zur Entfaltung zu bringen. Jegliche direkte Einflussnahme auf diesen Prozess gilt es zu vermeiden, im Grunde ist sie verpönt. Ziel aller Erziehung ist seinen Worten nach »die Natur selbst«, genauer die Herausbildung sozialer Instinkte. Rousseaus pädagogisches Ethos verweist im Kern bereits auf eine Anti-Pädagogik.

In einem Streitgespräch mit dem Pädagogen Bernhard Bueb, der vor einigen Jahren mit seinem Pamphlet »Lob der Disziplin« in der Öffentlichkeit großes Aufsehen erregt und sich als ein ehemaliger »romantischer Schüler Rousseaus« bezeichnet hatte,⁵ wurde der starke Einfluss des Klassikers der Pädagogik auf die 68er-Bewegung von keinem Geringeren als Daniel Cohn-Bendit, der wie kein Zweiter die im Mai 1968 sich in Paris zutragende Revolte repräsentiert und vielleicht sogar personifiziert hat, im Nachhinein bestätigt: »Das Menschenbild der Linken war sehr von Rousseaus Theorie geprägt: Der Mensch ist an und für sich gut, und die Gesellschaft ist böse, und es geht nur darum, die Gesellschaft gut zu machen, die Entfremdung zu beseitigen. Dann wird der gute Mensch automatisch zum Vorschein kommen. Dies aber ist falsch.«⁶

Und Cohn-Bendit war nicht nur der wichtigste Sprecher der französischen Studentenbewegung, sondern arbeitete auch jahrelang in einem Kinderladen der Frankfurter Universität. Was sich während des Pariser Mai kurzfristig politisch nicht hatte erreichen lassen, das sollte nun auf die nächste Generation übertragen und in der Form antiautoritärer Erziehung langfristig umgesetzt werden.

Rousseau, Agnoli und die Basisgruppen

Doch Rousseau war nicht nur das insgeheime Vorbild für die Kinderladenbewegung, die Kritik der bürgerlichen Erziehung und der aus ihr resultierenden Anti-Pädagogik. An den Idealen des Ahnherren

der »klassischen« Demokratie- und Staatstheorie orientierte sich im Kern auch das politische Denken vieler 68er. Parlamentarismus und Parteienstaat standen für die Entfremdung demokratischer Institutionen von den Interessen der Bevölkerung. Das dem Parlamentarismus zugrundeliegende Prinzip der Repräsentation wurde massiv in Frage gestellt. Gesucht wurde nach Alternativlösungen für die Ausübung politischer Herrschaft.

Das Zauberwort jener Tage lautete daher nicht ohne Grund schlicht und einfach »Basis«. An den Universitäten, die ja derselben marxistischen Terminologie nach ein Hort des Überbaus und damit ideologischer Herrschaftsausübung verdächtig waren, schoss 1968/69 eine »Basisgruppe« nach der anderen aus dem Boden – auf die Basisgruppe Soziologie folgte die Basisgruppe Germanistik, auf diese die Basisgruppe Medizin und so weiter. Und von den Universitäten, so war zeitweilig die richtungweisende Vorstellung, sollten die Basisorganisationen auf die Stadtteile, die Betriebe und schließlich von den Städten auf das Land übergreifen und auf diese Weise eine praktische Alternative zum Parteienstaat formieren.

Für diese Veränderung in der politischen Grundorientierung stellte Johannes Agnolis Traktat »Transformation der Demokratie« das theoretische Modell dar. Der Berliner Politikwissenschaftler, im Übrigen ein aus Südtirol stammender ehemaliger Mussolini-Faschist, hatte darin ganz allgemein festgestellt, dass »das Identitätsverhältnis zwischen Regierten und Regierenden« dem demokratischen Gedanken zugrundeliege.⁷ Hinter seiner Argumentation steckte also, ohne dass dies mit einem einzigen Wort erwähnt worden wäre, unverkennbar ein rousseauistischer Kern.

Wie eng Rousseau seine Vorstellung einer Identität von Regierenden und Regierten fasste, hatte er bereits in seinem aus dem Jahre 1755 stammenden »Diskurs über die Ungleichheit« zum Ausdruck gebracht. In einer Widmung, die dem Werk vorangestellt und an seine Genfer Mitbürger gerichtet war, hieß es: »Ich hätte mir gewünscht, in einem Land geboren zu sein, in dem der Souverän und das Volk einerlei Interesse haben, damit alle Bewegungen der Maschinerie [ge-

meint war hier der Staatsapparat; W.K.] auf die allgemeine Gültigkeit abzielen. Dieses kann nirgends anders sein, als wo der Souverän und das Volk in einer einzigen Person vereinigt sind. Folglich würde ich nur wünschen, unter einer mit Weisheit gemäßigten demokratischen Regierung geboren zu sein.«⁸

Indem Agnoli von der von Rousseau propagierten Identität von Regierten und Regierenden ausging, musste er das auf dem Repräsentationsgedanken basierende parlamentarische System verwerfen. Daraus resultierte auf der einen Seite eine prinzipielle Gegnerschaft zum Pluralismus⁹ und gegenüber den Parteien als ihren konkreten politischen Manifestationen.¹⁰ Auf der anderen Seite wohnte dieser Vorstellung die Gefahr inne, totalitarismusverdächtigen Alternativmodellen wie dem Rätssystem, das bekanntlich keine Gewaltenteilung kennt, das Wort zu reden.¹¹ Unter Agnolis Vorannahmen hing die Beurteilung der bundesdeutschen Demokratie nicht von irgendwelchen Problemstellungen ab; sie war keine gradualistisch zu beantwortende Frage nach einem »besseren« oder »schlechteren« Funktionieren demokratischer Institutionen. Die Verurteilung des Parlamentarismus war vielmehr bereits vorab normativ gesetzt.

Seine Fundamentalkritik bereitete den Boden für eine Trivialisierung politischen Denkens. Was die Vermittlungsorgane demokratischer Herrschaft nicht zu schaffen schienen, das sollte nun *die Gemeinschaft* richten. Eine möglichst unmittelbare Form der Volksherrschaft erschien der 68er-Bewegung und vieler aus ihr entstandener Organisationen als Idealbild. Der Ruf nach Volksentscheiden und Volksabstimmungen wurde in der Folge dann in den siebziger Jahren auch immer lauter.

Romantik und Rebellion

In der ersten Ausgabe der Wochenzeitung *Die Zeit* im Jahr 1968 erschien auf ihrer Titelseite ein Leitartikel der Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff. Er trug den Titel »Die Rebellion der Romantiker« und verfolgte gegenüber der Bewegung, die immer noch als eine auf

die Universitäten beschränkte studentische Rebellion erschien, eine Art Doppelstrategie: Würdigung des bereits Erreichten und scharfe Kritik gegenüber einer weiteren Radikalisierung. Das Stichwort Romantik diente Dönhoff dazu, den Aktivisten vage Visionen, idealistische Utopien und mangelnden Realitätssinn vorzuwerfen. So sehr die Rebellierenden Ziele verfolgt hätten, argumentierte sie, die in ihrer Kritik an der Entfremdung in der modernen Welt durchaus nachvollziehbar gewesen seien, so sehr würde nun das bereits Gewonnene wieder aufs Spiel gesetzt.

Sie verglich die Rebellion der Studenten von 1967/68 mit dem von der Jenaer Burschenschaft initiierten Wartburgfest von 1817, die dort für die Gründung eines Nationalstaates und eine freiheitliche Verfassung eingetreten waren, sowie der Jugendbewegung um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und schloss mit der Warnung: »Politische Romantik, die nach den Sternen greift, um die leider stets und immer unvollkommene Wirklichkeit zu verbessern, und die gar nicht merkt, wie diese Wirklichkeit dabei ganz ruiniert wird – von dieser Therapie haben wir nun wirklich genug gehabt.«¹² Das Schlagwort von der romantischen Rebellion gehörte fortan zum Kanon der Kritik, mit der sich eine in die Defensive gedrängte bürgerliche Öffentlichkeit der immer heftiger ausfallenden Attacken ihrer Söhne und Töchter zu erwehren versuchte.

Doch Romantik und Rebellion sind nicht einfach in eins zu setzen. Die 68er-Bewegung war keine romantische Revolte in einem unmittelbaren Sinne. Der von den Romantikern betriebene Ästhetizismus stand dem Wunsch nach möglichst direkter politischer Aktion diametral entgegen. Die blaue Blume, jenes wohl am häufigsten für die Romantik genannte Symbol, das später dann als Kennzeichen auf die Wandervogelbewegung übertragen wurde,¹³ sollte nicht einfach zitiert, sondern eingefärbt und damit – wie eines der damaligen Modewörter lautete – in gewisser Weise »umfunktioniert« werden. Nicht ohne Grund lautete daher eine der eher gruseligen Parolen: »Schlagt die Germanistik tot, färbt die blaue Blume rot!« Hatte Carl Schmitt nicht bereits 1919 festgestellt, dass jegliche politische Ak-

tivität »der wesentlich ästhetischen Art des Romantischen« widerspräche?¹⁴ Und von Walter Benjamin, an dem sich die damalige Kritik an der Germanistik maßgeblich orientierte, stammte der Einwand: »Es träumt sich nicht mehr recht von der blauen Blume. Wer heut' als Heinrich von Ofterdingen erwacht, muss verschlafen haben.«¹⁵ Für einen bloßen Träumer wollte 1968 aber niemand gehalten werden. Es sollte gerade nicht darum gehen, auf irgendeinem Traumfad der Welt zu entfliehen, sondern eher umgekehrt dem Geträumten zur Wirklichkeit zu verhelfen.

Der Romantizismus auf der Suche nach einer vermeintlich ersten Natur hatte allerdings zunächst einmal verhindert, dass die 68er-Bewegung in der Lage war, ein politisches Realitätsprinzip zu entwickeln. Dagegen ließe sich einwenden, dass sie dies auch nicht unbedingt beabsichtigt hat, schließlich ist es ihr gerade im Gegensatz zur vorgefundenen Realität um das Lustprinzip, die Verwirklichung konkreter Utopien gegangen. Das jedoch ist ein vordergründiges Argument. Denn der 68er-Bewegung war es durchaus darum gegangen, sich machtpolitisch durchzusetzen und entsprechende Erfolge zu eringen. Insofern bleibt der Einwand, dass es ihr an einem politischen Realitätsprinzip gemangelt habe, berechtigt.

Was die konservative Kulturkritik vom ersten Moment an wahrnahm, das traf in einer bestimmten Hinsicht also zweifellos zu. Die damalige Revolte war hochgradig romantisch aufgeladen.¹⁶ Über »68« schwebte eine überdimensionale romantische Wolke. Die Phänomene, in denen sie sich zeigte, waren kaum zu übersehen. Sie zeigte sich in den unterschiedlichsten Formen der Begeisterung für ein Gegenbild zur bestehenden Gesellschaft: Für die Anormalität, das Abenteuer, den Rausch und das Fest; für die Aktion, die Diskussion, die Introspektion und das ewig andauernde Gespräch; für den Traum, die Phantasie und die Utopie; für die Ferne, exotische Länder wie Völker, ob in Lateinamerika, Afrika oder in Asien, insbesondere China und Vietnam. Und nicht ganz zufällig waren für eine kurze Zeit die sogenannten Randgruppen, diese jungen gesellschaftlich marginalisierten, mit denen man nichts anzufangen wusste und die man nur

zu häufig in sogenannte Fürsorgeanstalten gesteckt hatte, als das vermeintlich einzig übrig gebliebene revolutionäre Subjekt auserkoren worden.

Als die Bewegung vorüber war, hat sich diese Wolke dann in den 70er Jahren wie bei einem starken Regenguss entladen und eine romantische Blüte nach der anderen ans Tageslicht befördert. Auch diese Phänomene konnten kaum jemandem verborgen bleiben. Sie verrieten sich in der Faszination für die Arbeiter, die Proleten, bis hin zur Renaissance des Zwanziger-Jahre-Proletkults in der Literatur; für die Ausgegrenzten, die Loser, die Kriminellen und die psychisch Gestörten, ja die im klinischen Sinne Geisteskranken; für das Psychische, die neue Subjektivität und die neue Innerlichkeit; für ein ursprünglicheres, alternatives Leben, das Landleben und das Heimatgefühl; für eine vermeintlich erste Natur im Gegensatz zu einer hochgradig vermittelten, differenzierten, von Institutionen und deren Bürokratien durchzogenen Gesellschaft.

Die Romantisierung der Welt

Was nicht nur Konservative, sondern auch Liberale wie die bereits erwähnte Gräfin Dönhoff jedoch übersahen, war die Tatsache, dass es einen entscheidenden Differenzpunkt zu einer bloßen Neuauflage der Romantik gab.¹⁷ Die neue Jugendbewegung, als die die 68er-Bewegung mit einem gewissen Recht durchaus bezeichnet werden kann, wollte – wie bereits angedeutet – keineswegs bloß ein Traumgebilde bleiben. Sie war unter politischen Vorzeichen angetreten und wollte die Welt nicht nur verschieden interpretieren, sondern sie – wie das Marx bereits in seiner 11. Feuerbach-These formuliert hatte – grundlegend verändern. Und sie wollte zunächst nicht von der Stadt aufs Land flüchten und sich der modernen Welt einfach entziehen. Stattdessen sollte einer in ihren Augen ungläubwürdigen, von der bloßen Sucht nach Konsum deformierten Gesellschaft Paroli geboten werden. Sie verstand sich politisch, wollte praktisch eingreifen, sagte deshalb dem gesamten politischen System den Kampf an und sah sich

damit als Teil eines weltumspannenden antikapitalistischen wie antiimperialistischen Kampfes an. Dass sich später, als der politische Aufbruch in die unterschiedlichsten Sackgassen geführt hatte, dann doch Teile der einstigen Bewegung dafür entschieden, der Stadt den Rücken zu kehren, um in die Provinz zu gehen und ein Hochlied auf das Landleben anzustimmen, stellt keinen Widerspruch dazu dar. Im Gegenteil, es bestätigt eher die Existenz einer romantischen Grundströmung, die in den unterschiedlichsten Ausformungen der 68er-Bewegung bereits im Gange war und erst zeitversetzt vollständig ans Tageslicht gelangt ist.

Ohne ein eigenes Bewusstsein davon zu haben, schloss die 68er-Bewegung gleichwohl an die romantische Bewegung an, die nach 1770 entstanden war, im Anschluss an die Französische Revolution ihre Hochzeit erfuhr und sich in den beiden Jahrhunderten darauf als antimodernistisches Reservoir immer wieder aufs Neue zu aktualisieren vermochte. Auch die deutsche Romantik resultierte ja aus dem Freiheitsimpuls, der sich 1789 in Paris mit dem Sturm auf die Bastille Bahn gebrochen hatte und begann – wie das der Historiker Gordon A. Craig einmal formuliert hat – als »Protest der Jugend gegen die Normen der älteren Generation«, die in Kunst und Literatur vor allem gegen die Vertreter der Klassik aufbegehrte. Die Protagonisten der Frühromantik hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts insofern an einer revolutionären Umwälzung partizipieren wollen, jedoch nicht eingreifend, sondern in gewisser Weise nur sublimiert im Sinne einer auf die geistige Sphäre beschränkten Idealisierung. Für das, was in Paris die Jakobiner in Angriff nahmen, existierten in Preußen und den anderen Teilen Deutschlands keine Voraussetzungen, um die Gesellschaft auch praktisch umkrepeln, vor allem in sozialer Hinsicht revolutionieren zu können. Die Diskrepanz zwischen Frankreich und Deutschland hätte daher kaum größer ausfallen können: Während die einen 1789 das Ancien Regime stürzten und eine Revolution sans phrase durchführten, gaben sich die anderen bei Lichte betrachtet wohl eher einem revolutionären Gefühl hin. Das eine betraf die soziale und politische Wirklichkeit, das andere die Innerlichkeit und damit letztlich einen

bloßen Traum von Veränderung. Eine historische Zäsur, eine Epochenchwelle stand einem Traumgebilde gegenüber.

Die ursprüngliche deutsche Romantik von Novalis, Tieck, Arnim, Brentano und den Gebrüdern Schlegel war insofern eine Revolte im Geiste.¹⁸ Letztere waren die Söhne eines Theologen, eines Konsistorialrates und Pastors und nach den Worten Karl August Varnhagen von Enses »ein paar ächte Revolutionsmänner«. Da der Auf- und Umbruch nicht in der gesellschaftlichen Wirklichkeit stattfand, konnte er sich nur kulturell artikulieren lassen, als poetische Figur in einer Welt der Phantasie. Der »Fortschritt« trat zwar in Erscheinung, jedoch nicht als Ausdruck eines faktisch vollzogenen Prozesses, sondern in der Form eines Als-ob. Der Freiheitswunsch ließ sich nur in der geistigen Sphäre ausleben, in der Literatur, im Theater, in der Musik, in der Konversation und der Korrespondenz. Er blieb eine subjektive Figur, ein Wollen, dem es an der politischen Macht mangelte, gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen. Insofern war es zwingend, dass es sich bei der romantischen Revolte nur um ein Phänomen handeln konnte, das sich im Medium der Ästhetik Ausdruck verschaffen konnte.

Weil die Romantisierung der Welt nicht über die Einbildungskraft des Subjekts hinausgelangte, schlug sie letztlich vielleicht auch von einer rebellierenden in eine reaktionäre, staatsverherrlichende Kraft um. Mit Novalis, von dem das Symbol der blauen Blume stammte¹⁹ und der ja bekanntlich Friedrich von Hardenberg hieß, polemisierte bereits die schillerndste Figur der Frühromantik gegen Aufklärung und Fortschritt. Stattdessen setzte er, dessen Vater nach dem Tod seiner ersten Frau eine religiöse Erweckungserfahrung gehabt und sich deshalb der Herrenhuter Brüdergemeinde angeschlossen hatte, auf die Erfahrung einer religiösen Erneuerung.

Der politischen Romantik wohnte insofern nicht von ungefähr eine grundsätzliche Ambiguität inne; sie stellte die Gleichzeitigkeit eines Vor und Zurück dar. Sie versuchte die von ihr erlebte Krisenstimmung – die Diskrepanz zwischen subjektiver Potentialität und objektiver Restringenz – durch eine Fluchtbewegung, einen Rückgriff

auf die Vergangenheit, zu lösen. Sie war auf eine ganz eigentümliche Weise revolutionär und reaktionär zugleich.

Die romantische Bewegung ist bekanntlich keine deutsche Erfindung gewesen. Es gab sie in England, es gab sie in Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Russland und anderen europäischen Ländern. In Deutschland jedoch ist sie im 19. Jahrhundert zu einer besonderen Blüte gelangt, zunächst in der Frühromantik, danach in der Hoch- und in der Spätromantik. Die Romantik entstand zunächst in Ländern mit einer protestantisch geprägten Kultur, in England und in Norddeutschland. Sie diente dazu, die Sehnsucht nach den seit der Reformation verlorengegangenen Bindungen an einen ursprünglichen Glauben zu stillen.

In ihrem Kern lässt sich die Romantik somit als die fortwährende Suche nach einer verlorengegangenen Ursprünglichkeit begreifen, der Versuch zur Wiederherstellung eines Eigentlichen, ein Zurück in ursprüngliche Bande. Da auch die Re-Naissance, die Re-Formation und die Vorstellung einer Re-Volution in ihrem Wortstamm rückwärts-gewandt gewesen sind, ist in der jeweiligen Gedankenbewegung eine Parallelität zum Selbstverständnis der Romantik festzustellen.

Novalis und der Pariser Mai

Eines der bevorzugten romantischen Kommunikationsmittel war der Briefwechsel. Nicht ohne Grund hatte Walter Benjamin, der einerseits an die Romantik anknüpfen, sie andererseits aber überwinden und deren Motive einlösen wollte, unter dem Titel »Deutsche Menschen« eine Sammlung an Korrespondenzen zusammengestellt, die den Eindruck einer Arche Noah erweckten.²⁰ Hier sollte jenen Stimmen, die das bürgerliche Zeitalter auf exemplarische Weise repräsentierten, angesichts der sich abzeichnenden Katastrophen von Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und Holocaust Zuflucht geboten werden.

In Benjamin, Adorno, Marcuse und all den anderen Frankfurter Theoretikern glaubte man die geistigen Heroen einer neuen Zeit zu

erkennen. Die einst vor den Nazis geflüchteten Sozialforscher, Kulturkritiker und Geschichtsphilosophen, an deren Ideen sich die antiautoritäre Bewegung als ein ebenso politisches wie soziokulturelles Projekt herauskristallisiert hatte, verstanden sich allesamt als Repräsentanten einer gegenwartsbezogenen Form der Herrschaftskritik, zugleich waren sie jedoch auch – wie es Marcuse einmal formuliert hat – »unverbesserliche Romantiker«.

Ein Traum schien im Mai 1968 für einen Moment Wirklichkeit geworden zu sein, eine Vorstellung, die die Frühromantik beseelt hatte. Aus dem von Novalis hinterlassenen Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« stammt die Zeile: »Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt.«²¹ Und seine wohl berühmteste Forderung lautet: »Die Welt muss romantisiert werden.«²² Nirgendwo scheint sie 1968 ernster genommen worden zu sein als in Paris. In der Stadt an der Seine blühte eine Wandinschrift nach der anderen auf. Parolen wie »Seid realistisch, verlangt das Unmögliche«, »Unter dem Pflaster liegt der Strand« und »Lauf, Genosse, die alte Welt ist hinter dir her« sind seitdem in den Kanon revolutionärer Ausrufe aufgenommen. Der einstige 68er-Aktivist Richard Faber hat deshalb bereits vor Jahrzehnten festgestellt, dass viele der Pariser Wandinschriften wie Novalis-Übersetzungen anmuten – sie seien »reine, nämlich Hardenberg'sche Romantik«.²³

Mit Herbert Marcuse hatte sich der wohl einflussreichste Theoretiker der 68er-Bewegung, der während des »Pariser Mai«, wie die Revolte schon bald romantisierend bezeichnet wurde, in der französischen Hauptstadt zufällig eine Konferenz besuchte, schon viel früher auf Novalis bezogen. In seinem 1957 erschienenen Werk »Eros und Kultur«, das später unter dem Titel »Triebstruktur und Gesellschaft« bekannt wurde, zitiert er ein weiteres, berühmt gewordenes Novalis-Postulat: »Aus der produktiven Einbildungskraft müssen alle inneren Vermögen und Kräfte deduziert werden.«²⁴ In seinem Kapitel über Orpheus und Narziss als den beiden »Urbildern« des dionysischen Lustprinzips verteidigt Marcuse Novalis und prägt bereits einen seiner wichtigsten Begriffe – den der »Großen Weigerung«.²⁵

Im Werk des Emigranten, der sich als Neomarxist ebenso wie als Neofreudianer begriff, gab es – wie das der Psychologe Jörg Bopp einmal formuliert hat – einen Kälte- und einen Wärmestrom: »Einerseits benutzte er die nüchternen und kühlen Begriffe der marxistischen Kritik der politischen Ökonomie und die hellen und scharfen Kategorien der psychoanalytischen Triebtheorie; andererseits vertrat er einen politisch-ästhetischen Messianismus, eine Erlösungsmission, die die grundlegende Befreiung des Menschen durch den Menschen forderte. Mit dieser Leidenschaft der Erlösung konnte er die Sehnsüchte der religiös erzogenen Bürgerkinder beleben. Marcuses Theorie war durch jene analytische Kälte und dieses missionarische Pathos für die Studentenrevolte affektiv ungemein aufgeladen.«²⁶ Diese Mischung machte aus ihm vorübergehend die theoretische Zentralfigur für die revoltierenden Studenten. Auf dem Höhepunkt seiner Popularität erschien er jenen, die ihn im Juli 1967 im Auditorium Maximum der Freien Universität in West-Berlin erwartet hatten, in der Tat wie ein Messias. Er sprach dort vom »Ende der Utopie«, nicht etwa, weil er damit seine politischen Hoffnungen aufgegeben hätte, sondern weil er – genau umgekehrt – mit dem entfaltenen Kapitalismus eine gesellschaftliche Voraussetzung für die Konkretisierung der Utopien für gegeben hielt.²⁷ Im Zentrum seiner Überlegungen stand dabei die Herausbildung einer neuen Subjektivität, die durch den materiellen Reichtum des Systems zwar objektiv möglich geworden sei, aber durch eine repressive Organisation der Bedürfnisse hintangehalten werde. Das Signal lautete: Geschichte ist machbar, die Gegenwart bestimmbar, das Glück liegt – im Gegensatz zur privaten Idylle – als öffentlich-kollektives zum Greifen nahe.

Romantischer Rückfall? Löwenthal contra Marcuse

Diese geschichtsphilosophische Argumentation stieß bei einer der vier Diskussionsveranstaltungen auf erheblichen Widerstand. Derjenige, der ihn am deutlichsten formulierte, war Richard Löwenthal, ein ehemaliger Kommunist, bekennender Marxist und ebenfalls

Mentor der kritischen Studenten. Rudi Dutschke und Bernd Rabehl etwa, zwei der wichtigsten Berliner Akteure, besuchten seine Veranstaltungen und wurden nicht müde, die Bedeutung seines 1947 unter dem Pseudonym Paul Sering publizierten Werkes »Jenseits des Kapitalismus« zu würdigen.²⁸ Nun jedoch warf Löwenthal Marcuse und den rebellischen Studenten vor, sie würden die Errungenschaften der parlamentarischen Demokratie für eine durch nichts objektivierbare Utopie aufs Spiel setzen. Das Stichwort des sozialdemokratischen Politikwissenschaftlers lautete kurze Zeit später: »Romantischer Rückfall«. Die studentische Rebellion sei in Wahrheit nicht vorwärts- gewandt, radikalisierte er seine Kritik, sondern rückwärts- gewandt. Unter dem Deckmantel von Aufklärung und rationaler Kritik würden die »alten Affekte einer antiliberalen und antiwestlichen Romantik« wieder aufleben. Dabei sei die »Tendenz zum Rückfall in die Unmittelbarkeit der Gewalt und der Utopie« nicht zu übersehen. Die »Neue Linke« sei nichts anderes als eine »neo-romantische Reaktion auf das Ausbleiben der proletarischen Revolution in den entwickelten Industrieländern und die Herausbildung einer bürokratischen Industriegesellschaft in der Sowjetunion«.²⁹

Die dieser Generalkritik zugrundeliegenden Gedankenfiguren arbeitete Löwenthal in zwei Vorträgen weiter aus, publizierte sie erstmals in zwei Aufsätzen, die 1968 und 1969 in der Zeitschrift *Der Monat* und ein Jahr darauf unter dem Titel »Der romantische Rückfall« als Taschenbuch erschienen. Für ihn, der Deutschland als »Heimatland der Romantik« ansah, drückte sich im romantisch aufgeladenen Protest eine Reaktion auf Industrialisierung, Urbanisierung und Modernisierung aus. Im Wandel von der Gemeinschaft zur Gesellschaft wurzelten seiner Überzeugung nach die utopischen und romantischen Ideen des frühen 19. Jahrhunderts. Die Vorstellung von demokratischen Institutionen und einer modernen Gesellschaft seien mit den napoleonischen Armeen von außen nach Deutschland gebracht worden – und auf erbitterten Widerstand gestoßen.

Resultat der romantischen Protesthaltung seien drei grundlegende Widersprüche: Der zwischen einer »innerlichen« deutschen Kultur

und einer »äußerlichen« Zivilisation, zwischen einer »totalen Hingabe an die Gemeinschaft« und einer »totalen Entfaltung der Persönlichkeit«, zwischen einem »Kult der politischen Gemeinschaft« und dem »Kult des genialischen Individuums«. Daraus speisten sich tiefe Vorbehalte gegen den Liberalismus, den Parlamentarismus und die Demokratie insgesamt.

Für Löwenthal war es alles andere als Zufall, dass sich unter den radikalsten Teilen der Neuen Linken auch eine Wiederentdeckung Bakunins abspielte. Der Marx-Kontrahent und Urvater des russischen Anarchismus war für ihn nichts anderes als ein »anti-moderner Gewaltideologe«. Indem er Figuren wie den pauperisierten Bauern, den Gesetzlosen und den Räuber zu »wahren« Revolutionären mache und die »schaffende Lust der Zerstörung« preise, verrate er seine Missachtung der modernen Welt, die Gegnerschaft zu Arbeitsteilung, Rechtsförmigkeit und zur bürokratischen Rationalität insgesamt.

Und in der Tat, als der SDS im November 1968 in der Mensa der Technischen Universität Hannover seine vorletzte Delegiertenkonferenz veranstaltete, versammelten sich seine Mitglieder unter einem Porträt des russischen Anarchisten. Ein Jahr zuvor hatten Rudi Dutschke und Hans-Jürgen Krahl in dem von ihnen gemeinsam verfassten »Organisationsreferat« verkündet, dass die Marxsche Bakunin-Kritik unter den Voraussetzungen des Monopolkapitalismus obsolet geworden sei.³⁰ Der romantische Anarchist war auf dem Höhepunkt der 68er-Bewegung zumindest in ihrer antiautoritären Mehrheitsfraktion zu einer regelrechten Ikone der Rebellen geworden.

Und war nicht bereits der Euphemismus, mit dem Gruppen und Organisationen die im Strudel der Ereignisse entfesselte Dynamik als »Bewegung« gefeiert hatten, ein Indiz für die Stärke der romantischen Unterströmung, die von marxistischen Theorieelementen nur überdeckt war? Schließlich stellt gerade dieser Begriff einen Vitalismus, eine Anbetung des Lebendigen dar. Die Tatsache, dass allein die Permanenz als ein Garant für die Ziele der Bewegung angesehen wurde, verriet ein weiteres Moment der Dynamisierung. Nichts sollte mehr

stillstehen, alles sollte sich in Fluss befinden. Genau das war ein weiteres Ideal der Romantik.

Wer hatte nun aber recht: Der Neo-Romantiker Marcuse oder der Anti-Romantiker Löwenthal? Beide waren überzeugte Marxisten, beide Emigranten, der eine in seinem Zufluchtsland USA geblieben, der andere aus Großbritannien nach Deutschland zurückgekehrt, und beide waren, wenn auch auf höchst unterschiedliche Weise, Mentoren der kritischen Intelligenz, der eine als Philosoph, der andere als Politikwissenschaftler.

Auch wenn man über eine gültige Definition der Romantik fürwahr streiten kann, so lassen sich doch eine ganze Reihe von Eigenschaften benennen, die ihr zuzurechnen sind:

Die Ablehnung der Aufklärung, ihr Anti-Rationalismus, ihr Verzicht auf Kausalität und ihre Anti-Normativität.

Dem stellt sie die Feier eines neuen Gemeinschaftsgefühls, des Kollektivs, der Basis und des Volkes entgegen. Der Rausch, der Traum, das Abenteuer, das Märchen und das Spiel haben Vorrang gegenüber den arbeitsteilig durchrationalisierten Vorgängen in der modernen verwalteten Welt. Oder wie es Carl Schmitt in seiner »Politischen Romantik« formuliert hat: »Das Normale ist unromantisch.«³¹ Romantisch ist dagegen alles, was das Alltägliche transzendiert, das Extraordinäre, das Abenteuerliche, die Begeisterung für räumlich entfernte Objekte, das Reisen, die Ferne insgesamt. Zu ihr zählt aber auch das Lob des Ursprünglichen, die Natur-Verehrung, die Sensitivität, die Emotionalität und die Innerlichkeit. Die Priorität, die etwa Marcuse dem Lustprinzip gegenüber dem Realitätsprinzip eingeräumt hat, ist in klassischer Weise romantisch.

Die Romantik spielte insbesondere in jenen subkulturellen Milieus eine dominante Rolle, die der undogmatischen Linken zugerechnet wurden und sich als »umherschweifende Haschrebellen« oder als Sponti-Szene zu etablieren vermochten. Stärker als irgendein Theoretiker hat eine Rockband dem dort gelebten Traum von einer anderen Gesellschaft Ausdruck verliehen. Die Songs einer Band, die bereits mit ihrem eindeutig-doppeldeutigen Namen *Ton, Steine, Scherben*

ein unmissverständliches Bekenntnis zur Gewalt ablegte, waren jedenfalls Romantik pur.³² Den undogmatischen Strömungen innerhalb der Linken – denen die unvergleichliche Stimme Rio Reisers Ausdruck verlieh – galten Marcuses Sympathie zweifelsohne sehr viel eher als dem Mummenschanz der K-Gruppen.

Letztlich jedoch scheint mit Marcuse der Prophet der »Neuen Sensibilität«, des »Qualitativen Sprungs« und der »Großen Weigerung« nicht nur bedrängten Minderheiten, den Bürgerrechtsbewegungen in den USA und den Randgruppen in der Bundesrepublik den Rücken gestärkt zu haben, sondern auch einer Schwärmerei anheimgefallen zu sein. Der Verfechter einer neuen Subjektivität lieferte die Stichworte für eine Revolte, der es in ihrem radikalen Kern jedenfalls nicht gelang, ein politisches Realitätsprinzip zu entwickeln. Löwenthal hingegen konnte nicht wenige seiner Prognosen durch die Entwicklung der siebziger Jahre bestätigt sehen.

Die Grünen als die Romantik-Erben der 68er

Ein Jahrzehnt lang mühte sich eine nach der anderen aus der 68er-Bewegung entstandene Gruppierung ab, einen Weg aus der gesellschaftlichen Isolation zu finden. Erst nachdem sich der Linksradikalismus erschöpft und mit den K-Gruppen und diversen anderen Sekten in immer wieder neue Sackgassen geführt hatte, gelang es den Aktivisten über die Themen Ökologie, Umweltschutz und Ablehnung der Atomkraftwerke bei den *Grünen* eine neue Heimat und damit zugleich auch einen neuen Zugang zum politischen Handeln zu finden. Einerseits schien es geradezu paradox zu sein, dass es die Gefährdung der Umwelt, die Bedrohung der Natur durch eine immer maßloser gewordene Industrialisierung war, die den Post-68er-Strömungen einen Weg zurück ins parlamentarische System und ein politisches Realitätsprinzip gewiesen hat. Andererseits war diese Entwicklung, wenn man sich die hier beschriebenen romantischen Implikationen der 68er-Bewegung vor Augen führt, in gewisser Weise auch durchaus folgerichtig. Denn gerade weil es die Krisenerfahrung im gesell-

schaftlichen Umgang mit der Natur war, die aus der Sackgasse des Gemeinschaftsradikalismus geführt hat, sind nicht wenige romantische Motive am Leben erhalten geblieben. Diesmal jedoch nicht frei flottierend innerhalb irgendeiner Bewegungsströmung, sondern eingebunden in das parlamentarische System.

Mit Rudi Dutschke und Daniel Cohn-Bendit sind die beiden wohl prominentesten Ex-68er am Gründungsprozess der *Grünen* beteiligt gewesen. In den einstigen 68er-Hochburgen wie Berlin, Hamburg und Heidelberg waren es vor allem die Überreste maoistischer K-Gruppen, die einen erheblichen Einfluss auf die weitere Entwicklung ausübten. Mit Jürgen Trittin, Antje Vollmer und Ralf Fücks etwa kamen später führende *Grünen*-Politiker daher. Ironischerweise waren es dann aber mit den Frankfurtern um Daniel Cohn-Bendit, Tom Koenigs und Joschka Fischer ehemalige Spontis, die den immer noch so fundamentaloppositionell eingestimmten *Grünen* einen realpolitischen Kurs aufdrückten, der sie dann überhaupt erst ministeriabel und machtpolitisch salonfähig gemacht hat.

Als die Partei der *Grünen* am 12. Januar 1980 in Karlsruhe gegründet wurde – Dutschke war tragischerweise am Heiligabend 1979 den Spätfolgen des Ostern 1968 auf ihn verübten Attentats erlegen und am 3. Januar in Berlin zu Grabe getragen worden –, tauchten in den vier von ihr dort manifestierten Grundpositionen zentrale Punkte der 68er-Bewegung wieder auf: In ihrem ersten Bundesprogramm hieß es, dass sich die *Grünen* als sozial, als ökologisch, als basisdemokratisch und als gewaltfrei verstehen würden. Ihr Selbstverständnis war nach den Worten ihrer damaligen Gallionsfigur Petra Kelly das einer »Anti-Parteien-Partei«. Darin kam, wenn nicht gar unmittelbare Ablehnung, so doch zumindest ein erhebliches Maß an Distanz gegenüber dem Selbstverständnis der in der Bundesrepublik etablierten Parteien und der repräsentativen Demokratie insgesamt zum Ausdruck. Und etwa mit dem nach ihrem Einzug in den Bundestag von 1983 bis 1987 in der ersten Legislaturperiode noch praktizierten Rotationsprinzip zeigte sich auch in Form einer konkreten Regelung, dass man es mit dem Selbstverständnis einer Basisorganisation

durchaus ernst meinte: jeder *Grüne*-Bundestagsabgeordnete war gezwungen, sich nach der ersten Hälfte der Legislaturperiode, also nach zwei Jahren, aus dem Hohen Haus zu verabschieden und Nachrückern Platz zu machen – im Prinzip jedenfalls. Mit der hoffnungslos romantizistischen und äußerst populären Petra Kelly gab es jedoch eine Abgeordnete, die sich dem widersetzte und die gesamten vier Jahre an ihrem Stuhl zu kleben vermochte. Doch die zu diesem Zeitpunkt anstehenden Fragen der politischen Formierung innerhalb des parlamentarischen Systems machten nur *eine* Dimension einer praktizierten politischen Romantik aus.

Für die Klassenkämpfer von einst war das Thema Umweltschutz und damit das Kapitel »Natur« zum politischen Vademecum geworden. Ein politisches Überleben war für jene Radikalen, die sich jahrelang standhaft geweigert hatten, in eine der als »bürgerlich« beziehungsweise »reformistisch« apostrophierten Parteien wie der SPD oder der FDP einzutreten, offenbar nur auf diesem Wege möglich gewesen.

Auf diesem Umweg kam aber auch die Parole »Zurück zur Natur«, die insgeheim ja im Zentrum der 68er-Bewegung – jedenfalls ihrer radikalsten Kräfte – gestanden hatte, nun in gewisser Weise parteipolitisch verbrämt zum Vorschein. Und das war keineswegs eine Art Etikettenwechsel oder gar -schwindel, sondern verwandelte das einstige alle Strömungen und Fraktionen innerhalb der 68er-Bewegung verbindende Projekt Gesellschaftsveränderung in seinen Grundlagen. Nun galten Wachstum, Produktivität und Fortschritt, von denen man sich jahrelang die Voraussetzungen für die Einrichtung einer sozial gerechteren sozialistischen Gesellschaft versprochen hatte, nicht mehr. Diese Imperative einer möglichst optimalen Entfaltung der Produktivkräfte wurden massiv in Frage gestellt und durch eher konservative Werte wie eine subsistenzorientierte Ökonomie, eine Umstellung auf erneuerbare Energien, eine umweltbewusstere Nutzung von Ressourcen und eine Politik der Nachhaltigkeit insgesamt ersetzt.

So sehr viele dieser Zielsetzungen inzwischen auch in Prozesse staatlichen Handelns – man denke nur etwa an die von der Bundes-

regierung 2011 vollzogene, als »Energiewende« bezeichnete Abkehr von der Kernenergie – eingeflossen sein mögen, so war damit zugleich eine Möglichkeit geschaffen, die utopischen Gehalte der Gesellschaftsveränderung nun auf die Natur als Ganzes zu projizieren und damit erneut eine Form der Romantisierung des Politischen zu betreiben. Mit anderen Worten, die Neo-Romantik war nun kein Emblem einer Außenseiterposition mehr, sondern – nach dem Übergang von Teilen der 68er-Bewegung in die Partei der *Grünen* – auch in der vielbeschworenen Mitte der Gesellschaft angekommen.